

# Gottesdienstreform – als Lernprozeß

Ein Gespräch mit dem evangelischen Liturgiewissenschaftler

Hans-Christoph Schmidt-Lauber

*In der katholischen wie in der evangelischen Kirche gab es in diesem Jahrhundert eine liturgische Bewegung; in beiden Kirchen hat eine Gottesdienstreform stattgefunden. Es liegt nahe, fünfundzwanzig Jahre nach der Verabschiedung der Liturgiekonstitution eine vergleichende Zwischenbilanz der gottesdienstlichen Erneuerung zu versuchen. Wir sprachen über dieses Thema mit Professor Hans-Christoph Schmidt-Lauber, seit 1977 Ordinarius für Praktische Theologie an der Evangelisch-theologischen Fakultät Wien. Er hat die „Societas Liturgica“ mitbegründet und war von 1981 bis 1983 ihr Präsident. Die Fragen stellte Ulrich Ruh.*

**HK:** Herr Professor Schmidt-Lauber, die katholischen Bilanzen der Liturgiereform fünfundzwanzig Jahre nach der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanums fallen unterschiedlich aus: Neben lobenden Worten über die Erneuerung des Gottesdienstes stehen Klagen über den Verlust des Sakralen; mit dem Stolz über das Erreichte mischen sich Bedenken im Blick auf den heutigen Stand des gottesdienstlichen Lebens. Wie sieht eine Bilanz der katholischen Liturgiereform für einen evangelischen Liturgiewissenschaftler aus?

**Schmidt-Lauber:** Die Liturgiereform des Konzils war zweifellos ein befreiender Vorgang. Schließlich ist dadurch etwas, was dem Theologen und mit der Sache Vertrauten schon längst klar war, in der Breite deutlich geworden: daß die katholische und die evangelische liturgische Tradition den gleichen Ursprung und im wesentlichen auch die gleiche Form bewahrt haben. Das ist heute augenfällig. Wenn Sie eine Gottesdienstübertragung im Rundfunk hören, müssen Sie eine ganze Zeit warten, um feststellen zu können, ob es sich um einen katholischen oder evangelischen Gottesdienst handelt. Wenn man an die lateinische Liturgie und an das frühere Defizit an gegenseitigem Verständnis zurückdenkt, bedeutet die Liturgiereform einen gewaltigen Wandel. Sie hat der katholischen Kirche eine muttersprachliche Liturgie beschert, über deren Identität mit der gottesdienstlichen Tradition der Reformation und ihren wesentlichen Anliegen kein Zweifel bestehen kann. Darüber kann ich mich als evangelischer Liturgiewissenschaftler nur aufrichtig freuen.

**HK:** Was für Sie Grund zur Freude ist, wird auf katholischer Seite teilweise ganz anders gesehen. Nicht umsonst geistert bei Kritikern der Liturgiereform und der nachkonziliaren Veränderungen des Gottesdienstes immer wieder der Vorwurf herum, die katholische Liturgie sei in den letzten Jahrzehnten zu sehr „protestantisiert“ worden ...

**Schmidt-Lauber:** „Protestantisierung“ ist im Blick auf die katholische Liturgiereform sicher kein adäquater Begriff. Die Reform hatte ja einen Doppelcharakter: Sie zielte auf Wiederherstellung der großen Tradition und wollte

gleichzeitig den Gottesdienst in unsere Zeit hineinführen, ihn verständlich und zugänglich machen. Beides ist durch die Liturgiereform nach meinem Dafürhalten auch in einer glücklichen Weise erreicht worden. Daß die katholische Kirche zugleich neuen Ängsten ausgesetzt ist und daß für viele Gläubige der Rezeptionsprozeß nicht leicht war und auch jetzt nicht leicht ist, das nehme ich zur Kenntnis. Es verwundert mich nicht, bedrückt mich aber doch. Das Meßbuch Pauls VI. ist ein so großartiges und dem gemeinsamen Stand unserer theologischen Erkenntnisse so angemessenes Werk, daß ich gewünscht hätte, man würde es mit großem Jubel begrüßen. Aber wahrscheinlich bringen Ablösungsprozesse von lieb gewordenen Traditionen immer auch Nöte mit sich, die durchgestanden werden müssen, damit das Neue, das ja so ganz neu nicht ist, erworben werden kann.

## „Auf beiden Seiten gab es Lernprozesse“

**HK:** Die Schwierigkeiten vieler Gläubigen mit der erneuerten Liturgie hatten nicht zuletzt damit zu tun, daß die Reformen in den Gemeinden zwar zum jeweils vorgeschriebenen Zeitpunkt eingeführt wurden, daß man aber vielfach nicht willens oder in der Lage war, ihre Bedeutung und ihren Sinn zu erschließen ...

**Schmidt-Lauber:** Sicher fällt es in der katholischen Kirche leichter, eine Liturgiereform durchzuführen, weil sie mit Gesetzeskraft beschlossen und verordnet werden und sogar durch die Spitze der Kirche einseitig verfügt werden kann. Das ist aus dem evangelischen Blickwinkel betrachtet ein Vorteil, aber auch ein großer Nachteil. Wenn man das Missale Romanum von 1970 bzw. in der deutschen Fassung von 1975 freigegeben und zum gleichzeitigen Gebrauch neben dem alten empfohlen hätte, wären der katholischen Kirche vermutlich manche Schwierigkeiten erspart geblieben, bis hin zur Lefebvre-Bewegung. Es fehlte vermutlich an Vertrauen in die Überzeugungskraft und die Rezeption des neuen Meßbuchs, und man verließ sich deshalb auf den Verordnungsweg. Allerdings ist das nach einer so langen rubrizistischen Tradition auch nicht verwunderlich.

**HK:** In den evangelischen Kirchen können im Unterschied zur katholischen Kirche liturgische Reformen nicht auf dem Verordnungsweg eingeführt werden. Ist der protestantische Weg in diesem Fall der Sache angemessener, oder hat er nicht auch seine eigene Problematik?

**Schmidt-Lauber:** Das „Ius liturgicum“ in der evangelischen Kirche wird im gemeinsamen Zusammenwirken al-

ler Ebenen, von der Gemeinde bis zur Synode und Bischof ausgeübt. Dabei ist der Rezeptionsprozeß für liturgische Veränderungen von entscheidender Bedeutung. Ein kleines Beispiel: 1959 ist die lutherische Agende von 1955 in der bayerischen Landeskirche eingeführt worden, freilich nicht als Zwang, sondern als Aufforderung. Und noch im Jahr 1982 hatte die bayerische Landessynode Anlaß, die Gemeinden zu bitten, sie sollten doch jetzt alle die Agende von 1955 annehmen, also zu einem Zeitpunkt, als schon eine neue Agende in Sicht war. Eine Gemeinde, die sich mit ihren Beschlußgremien wehrt, diese gemeinsame Tradition zu übernehmen, wird nicht aus der Gemeinschaft der Landeskirche ausgeschlossen. Es gibt letztlich keine Zwangsmittel, sondern man muß sich auf die Überzeugungskraft und Güte der Sache selbst verlassen. Das ist ein sehr viel schwieriger Prozeß, als wenn liturgische Veränderungen einfach verordnet werden können, aber es entspricht mit allen seinen Vor- und Nachteilen der evangelischen Tradition und ist deshalb nicht zu umgehen.

*HK:* Einmal abgesehen vom unterschiedlichen Verfahren bei der Erneuerung des Gottesdienstes, das sich aus der jeweiligen Kirchenstruktur ergibt, wie weit reicht inzwischen die katholisch-evangelische Konvergenz im Grundverständnis von Gottesdienst?

*Schmidt-Lauber:* Auf beiden Seiten gab es Lernprozesse, die inzwischen zu einer breiten Konvergenz geführt haben. So haben wir Protestanten etwa gelernt, daß Symbol und Ritual Grunddimensionen sind, die sich in jedem Gottesdienstgeschehen ereignen, so wie sie auch das Verhalten der Menschen zueinander bestimmen. Im Ernstnehmen von Ritual und Symbol sind sich katholische und evangelische Liturgiewissenschaftler heute einig. Natürlich ist die katholische Messe auch nach der Reform immer noch reich an kultischen, sakralen und visuellen Elementen, denen der Protestant von Hause aus mit einiger Reserve gegenübersteht. Aber gleichzeitig gibt es im evangelischen Bereich vielerorts Versuche, solche Elemente im eigenen Gottesdienst stärker zur Geltung zu bringen. Wir sitzen also bei den theologischen und humanwissenschaftlichen Grundlagen in einem Boot und teilen auch die Einsicht, daß unsere Liturgie niemals etwas Starres sein kann, sondern immer eine Gestaltungsaufgabe ist. Die theologische Erkenntnis hat inzwischen einen Grad der Konvergenz erreicht, der kirchentrennende Unterschiede – außer in der Amtsfrage – nicht mehr erkennen läßt. Man kann deshalb heute von einem breiten Grundkonsens sprechen. In der Liturgiekonstitution wird Liturgie fast wörtlich mit Luthers berühmter Torgauer Formel von 1544 definiert. Auch das Problem des Opfercharakters ist geklärt. Es handelt sich immer um das Gegenwärtigwerden des einen Opfers Jesu Christi. Im übrigen darf ich hier auf die Limaerklärung zur Eucharistie verweisen.

*HK:* Ich sehe aber trotzdem einen gewichtigen Unterschied. Die katholische Kirche hat in der erneuerten Meß-

feier eine verbindliche Grundgestalt des Gottesdienstes; ihre Schwierigkeiten liegen dort, wo es darum geht, diese vorgegebene Form mit Leben zu erfüllen und im einzelnen auszugestalten. In der evangelischen Kirche dagegen ist man noch auf dem Weg zu einer neuen verbindlichen Grundgestalt für den Gottesdienst. Zeigt sich das nicht gerade bei der Frage nach dem Stellenwert des Abendmahls?

*Schmidt-Lauber:* Die Einsicht, daß Wort und Sakrament im Gottesdienst zusammengehören, hat in der evangelischen Kirche während der letzten Jahrzehnte sehr deutlich an Boden gewonnen. So wird heute das Abendmahl meist als Teil des Hauptgottesdienstes gefeiert und nicht mehr als Anhängsel. Die Zahl der Kommunikanten in den Gliedkirchen der EKD ist von 1963 bis 1985 ständig angestiegen, bei gleichzeitiger Verringerung der Mitgliederzahlen. In der Praxis sind wir also auf dem Weg zur Wiedergewinnung der Vollgestalt des Gottesdienstes mit Wort und Sakrament ein beträchtliches Stück vorangekommen. Damit knüpfen wir im übrigen an unsere ureigene theologische Tradition an: Luther und Calvin haben an der Einheit von Wort und Sakrament im Gottesdienst grundsätzlich festgehalten.

## „Die Entwicklung zur häufigeren Kommunion begreife ich als positiv“

*HK:* Wo liegen eigentlich die Gründe für die verstärkte Zuwendung zum Abendmahl im Protestantismus, die ja gerade auf den letzten Kirchentagen deutlich geworden ist?

*Schmidt-Lauber:* Es handelt sich dabei um einen vielschichtigen Prozeß. Für eine Linie steht das Stichwort „Feierabendmahl“. Man gewinnt einen Zugang zum Sakrament, indem man das Element von Freude, Fest und Feier hervorhebt, als Gegensatz zur Wortzentriertheit zu Ernst und Steifheit vieler protestantischer Gottesdienste. Wichtig ist allerdings auch die Entkoppelung von Konfirmation und Abendmahlszulassung. In der evangelischen Kirche wird heute vielfach die Kinderkommunion praktiziert aus der Einsicht heraus, daß jemand, der getauft ist, nicht vom Tisch des Herrn ferngehalten werden kann. Allerdings möchte ich davor warnen, in der quantitativen Zunahme des Abendmahlsempfangs und der Abendmahlsfeiern auch automatisch einen qualitativen Fortschritt zu sehen.

*HK:* In diesem Punkt haben Sie durchaus katholische Bundesgenossen. Auch bei uns wird manchmal beklagt, ganze Gottesdienstgemeinden gingen zur Kommunion, aber bei vielen fehle es am nötigen Ernst bzw. an der Wertschätzung des Sakraments ...

*Schmidt-Lauber:* Zweifellos war der seltenere Abendmahlsgang in der evangelischen Kirche keine Nichtachtung des Abendmahls, sondern war Ausdruck einer besonderen Hochschätzung. Das ist nichts typisch Prote-

statisches, sondern kommt aus dem katholischen Mittelalter. Im übrigen befanden wir uns dabei in guter Gemeinschaft mit der orthodoxen Kirche, wo auch heute noch zwar Liturgie gefeiert wird, aber ganz wenige, die sich sehr intensiv vorbereitet haben, kommunizieren. Ich plädiere zwar persönlich für die Hereinnahme des Abendmahls als tägliches Brot in das Alltagsleben der Christen und begreife dabei die Entwicklung zur häufigeren Kommunion, wie sie sich in beiden Kirchen vollzogen hat bzw. vollzieht, als positiv. Aber es gibt auch ganz ernstzunehmende Motivationen aus dem Glauben heraus, über diese Entwicklung bekümmert zu sein und einen anderen Weg gehen zu wollen.

*HK:* Bedenken gibt es in Teilen der evangelischen Kirche nicht zuletzt gegenüber dem „Feierabendmahl“. Die Kritiker sehen dabei Verkürzungen und Einseitigkeiten am Werk; so werde nicht genügend zwischen einem gemeinsamen festlichen Essen und der Sakramentsfeier unterschieden. Sind solche Vorwürfe berechtigt?

*Schmidt-Lauber:* Das Feierabendmahl in seiner Verbindung von Sakramentsfeier und Fest ist sicher eine legitime Form, gerade auch bei größeren Zusammenkünften. Das Moment der Festfreude ist dem Abendmahl ja schließlich angemessen, auch wenn das Feierabendmahl sicher nicht zur Regelform in den Gemeinden werden kann. Ich sehe eine Grenze, die nicht überschritten werden darf, und verstehe von daher manche Bedenken. Eucharistie und Agape dürfen nicht miteinander verwechselt werden. Das Zeichenhafte dieser besonderen, mit keiner anderen Speise vergleichbaren eigentlichen geistigen Nahrung in Brot und Wein muß sichtbar und deutlich sein, muß abgetrennt sein von jeder Form der Sättigung.

*HK:* Daß man in den evangelischen Gemeinden häufiger Abendmahl feiert, hat sicher auch mit der Aufwertung von Symbol und Ritual im Protestantismus zu tun, auf die Sie vorhin hinwiesen. Aber in der gottesdienstlichen Praxis ist davon vielfach nur wenig zu spüren. Evangelische Gottesdienste wirken immer noch sehr wortlastig ...

*Schmidt-Lauber:* Natürlich haben die Katholiken uns von ihrer Tradition in diesem Punkt etwas voraus. Sie sollten deshalb barmherziger sein in der Beurteilung der Praxis der anderen Kirchen, zumal es auch in der katholischen Kirche die Klage gibt, im muttersprachlichen Gottesdienst werde zu viel geredet, erklärt und verlautbart. Ich plädiere überhaupt dafür, daß man sich im ökumenischen Gespräch bei der gegenseitigen Kritik an der Praxis zurückhält. Entscheidend ist doch die Verständigung über die theologischen Grundlagen des Gottesdienstverständnisses, und dabei haben wir in der Ökumene bedeutsame Ergebnisse erzielt. Einzelne Phänomene in der anderen Kirche, auch in der Gottesdienstpraxis sollten man nur kritisieren, wenn sich daraus eine theologische Anfrage ergibt. In der theologischen Erkenntnis sind wir uns völlig einig. Ich erkenne in der Liturgiekonstitution des II. Vatikanums die Aussagen der Reformation wieder und finde ihre Grundanliegen zum Gottesdienst dort voll bestätigt.

*HK:* Ein entscheidendes Anliegen der Liturgiekonstitution ist die „participatio actuosa“, die „volle, bewußt und tätige Teilnahme“ aller Gläubigen an der liturgischen Feier. Wie sieht es damit heute im evangelischen Gottesdienst aus?

*Schmidt-Lauber:* Hier ist natürlich schwer, eine generelle Aussage zu machen. Aber vielfach sind die Gemeinden an der Vorbereitung von Gottesdiensten beteiligt, und auch am Gottesdienst selber wirken Gemeindemitglieder in verschiedenen Funktionen mit. Bei allen Unterschieden zwischen einzelnen Gemeinden scheint doch die Einsicht an Boden gewonnen zu haben, daß Gottesdienst kein Einmann-Unternehmen ist, sondern von der Gemeinde getragen wird.

## „Es hat in der Kirche immer verschiedene Gottesdienstformen gegeben“

*HK:* Aber ist nicht der evangelische Gottesdienst im Normalfall stärker pfarrerzentriert als die erneuerte katholische Eucharistiefeyer?

*Schmidt-Lauber:* Ich möchte dem nicht widersprechen. Der Grund dafür hat sicher mit der Vorrangstellung der Predigt im evangelischen Gottesdienst zu tun. Während die katholische Kirche heute wieder lernt, daß die Predigt im Gottesdienst ein unverzichtbares Element ist, hat es in der Geschichte unserer Kirche teilweise eine übertriebene Akzentuierung der Predigt gegeben. Es ist gut, daß wir uns hier von zwei verschiedenen Traditionen aus aufeinander zubewegen. Im übrigen sieht die neue Agende, deren Entwurf soeben im November 1988 vorgelegt wurde, mehr Gemeindebeteiligung im Gottesdienst vor, etwa in Wechselgebeten und Akklamationen. Das sind Dinge, die in letzter Zeit schon zunehmend praktiziert wurden, aber jetzt auch in die offiziellen gottesdienstlichen Bücher Eingang finden.

*HK:* Die Agenden aus den fünfziger Jahren, in die der Ertrag evangelischer liturgischer Bewegung einging, wurden teilweise – Sie sprachen davon – in den Gemeinden nur zögernd und mit gewissen Vorbehalten rezipiert. Wie sehen Sie die Chancen für die Rezeption der jetzt fertiggestellten „Erneuerten Agende“?

*Schmidt-Lauber:* Die Nachkriegsagendenreform, die man zum Teil als restaurativ bezeichnet, wobei ich diesen Ausdruck nicht für angemessen halte, hat aus mehreren Gründen keine durchschlagende Wirkung gehabt. Ein Grund ist der Wandel der Sprache, der dazu führt, daß sich viele Menschen bald in der Sprache der liturgischen Formulare nicht mehr wiederfanden. Dazu kam, daß die Agende sehr gesetzlich verstanden wurde und ihre Möglichkeiten für die Gestaltung des Gottesdienstes aus mangelnder Kenntnis heraus nicht genügend wahrgenommen wurden.

*HK:* Was hat man aus diesen Erfahrungen gelernt?

*Schmidt-Lauber:* 1974 gab die Lutherische Liturgische Konferenz Deutschland das sog. „Strukturpapier“ heraus, das die Grundlage für die Erneuerte Agende 1988 bildet. Darin wird unterschieden zwischen der Grundstruktur, die die Wiedererkennbarkeit und die Einheit des Gottesdienste ebenso garantiert wie die Kontinuität zur Tradition und den Ausformungsvarianten für die einzelnen liturgischen Stücke. Damit wird die Agende etwas, das man nicht nur ablesen soll, sondern sie nimmt uns hinein in das gemeinsame Bekenntnis unserer Kirche und damit auch in eine Tradition der Erfahrung mit Gottesdienst, auch der Gebetserfahrung und macht uns zugleich auch frei für eine Öffnung zur Situation hin. Dieses Grundmodell war in der bisherigen Agende für viele Pfarrer und Gemeinden nicht so deutlich erkennbar.

*HK:* Aber besteht nicht gerade in der evangelischen Kirche mit ihren vielen divergierenden Gruppen und Strömungen die Gefahr, daß einzelne Gruppen ihren besonderen gottesdienstlichen Stil pflegen – sei er charismatisch, hochkirchlich oder pietistisch-erwecklich – und damit die Balance zwischen notwendiger Einheitlichkeit und legitimer Vielfalt im Gottesdienst aus dem Lot gerät?

*Schmidt-Lauber:* Zunächst sollte man, sei es in der evangelischen oder in der katholischen Kirche, das Nebeneinander unterschiedlicher gottesdienstlicher Formen als Zeichen der Fülle und als Reichtum betrachten. Erst im zweiten Schritt darf es darum gehen, Ausuferungen an den Stellen, wo es wirklich notwendig ist, zurückzunehmen und zu kritisieren. Es hat in der Kirche – auch in der noch ungetrennten Kirche – doch immer verschiedene Spiritualitäten und auch Gottesdienstformen gegeben. Neben der hochstilisierten bischöflichen Messe gab es im Mittelalter auch den Prädikantengottesdienst, der in Oberdeutschland und in der Schweiz zum Vorbild für den reformatorischen Predigtgottesdienst geworden ist. Gottesdienstliche Vielfalt ist also im Prinzip überhaupt nichts Neues. Wir müssen deshalb vom Gedanken einer Einheitsmesse Abschied nehmen und darum auch die gottesdienstliche Pluralität oder sagen wir lieber Vielfalt im Grundansatz bejahen.

## „Das gottesdienstliche Leben in der evangelischen Kirche ist insgesamt reicher geworden“

*HK:* Aber stellt sich das Problem des Verhältnisses von Einheit und Vielfalt im Gottesdienst in der evangelischen Kirche nicht anders und in mancher Hinsicht drängender als in der katholischen?

*Schmidt-Lauber:* Die Ausgangslage und der kirchliche Kontext sind unterschiedlich. In der katholischen Kirche ist man auf dem Weg von einer Einheitsliturgie zu größerer liturgischer Vielfalt, sowohl was die einzelnen Teilkirchen wie was die konkrete Gottesdienstgestaltung in den

Gemeinden anbelangt. Wir kommen dagegen von der Vielfalt her und müssen stärker auf Einheit sehen, um nicht auseinanderzudriften. Im Grunde genommen kongruieren diese beiden Bewegungen.

*HK:* Die späten 60er und frühen 70er Jahre waren für den Gottesdienst in der evangelischen Kirche eine Zeit der Experimente, vor allem der Versuche, die Probleme der Welt in den Gottesdienst hineinzunehmen, etwa in der Form des „politischen Nachtgebets“. Was ist eigentlich aus jenen Anstößen und Versuchen geworden?

*Schmidt-Lauber:* Man muß sich zunächst einmal klarmachen, daß das Unbehagen am herkömmliche Gottesdienst damals zu unterschiedlichen Neuansätzen führte. Die eine Linie bildeten Gottesdienste in neuer Form, die sich als Alternativen zum normalen Gottesdienst verstanden. Deren Attraktivität ließ vielfach aber bald wieder nach, weil sie das Versprechen des Neuen nicht wirklich einlösen konnten. Davon zu unterscheiden sind Gottesdienstformen, die bewußt Gegenmodell sein wollten. Das „politische Nachtgebet“ ist ein typisches Beispiel dafür. Mit dem Dreischritt Information, Meditation, Aktion sollte der Gottesdienst relevant werden. Aber dieses Modell geriet bald in Schwierigkeiten, weil man nicht immer so viele neue Themen findet, und die Gottesdienste einen ungeheuren Aufwand in der Vorbereitung erfordern. Und zum dritten gab es die unspektakulären Bemühungen um eine Erneuerung des Gottesdienstes, die dann zu einer Erneuerter Agende geführt haben.

*HK:* Welche von den drei Entwicklungen hat zur Gottesdienstreform in der Breite dann am meisten beigetragen?

*Schmidt-Lauber:* Ich meine, alle drei Wege waren notwendig und haben ihr Recht. Manches aus der Experimentierphase ist heute feste Praxis in vielen Gemeinden: Denken Sie an Jugendgottesdienste, die von Jugendlichen allein oder mit dem Pfarrer vorbereitet werden oder an Familiengottesdienste. Das gottesdienstliche Leben ist insgesamt reicher geworden.

*HK:* Weder die katholische Liturgiereform noch die evangelischen Bemühungen um Erneuerung des Gottesdienstes haben verhindert, daß in den letzten beiden Jahrzehnten die Zahl der Gottesdienstbesucher in beiden Kirchen zurückgegangen ist. In den Gliedkirchen der EKD besuchen nach der kirchlichen Statistik im Durchschnitt etwa 5,5 Prozent der Kirchenmitglieder den Sonntagsgottesdienst. Klaffen damit Anspruch – Gottesdienste als Mitte des kirchlichen Lebens – und Wirklichkeit nicht fast unerträglich weit auseinander?

*Schmidt-Lauber:* Die empirischen Daten zum kirchlichen Leben, gerade auch die zum Gottesdienstbesuch, bedürfen einer theologischen Verarbeitung. Dabei stellt sich zunächst die Frage, ob der Gottesdienst nur nach Erfolgsziffern gemessen werden kann oder aber er auch dann seine theologische Qualität behält, wenn er zeitweise nur ganz wenige erreicht. Mir ist allerdings durchaus bewußt, daß dem hohen Anspruch einer Zentral-

funktion des Gottesdienstes für das Leben in der Kirche, wie ihn die katholische wie die evangelische Tradition immer vertreten haben und auch weiter vertreten werden, eine teilweise bedrückende Realität entgegensteht. Nur darf man im Blick auf die gegenwärtige Zahl der Gottesdienstbesucher in den evangelischen Kirchen nicht vergessen, daß es vergleichbare Einbrüche auch schon früher gab. Schon in der Zeit der protestantischen Orthodoxie geriet der Gottesdienstbesuch in eine Krise, die dann durch die Aufklärung mit ihrem Individualismus und Moralismus verstärkt worden ist. Um die Jahrhundertwende war der Gottesdienstbesuch teilweise geringer als heute, während nach dem Zweiten Weltkrieg die Zahlen zunächst wieder stiegen.

### „Gottesdienst hat nicht mit Erfolg zu tun, sondern mit Frucht“

*HK:* Der Blick auf die Geschichte beantwortet noch nicht die Frage, was die Kirchen heute tun können und müssen, um Menschen an den Gottesdienst heranzuführen. Dürfen sie sich mit dem „vermutlich irreversiblen Gewichtsverlust des Sonntagsgottesdienstes“ (so die EKD-Studie „Christsein gestalten“ von 1984) einfach abfinden?

*Schmidt-Lauber:* Sicher dürfen sie sich damit nicht abfinden. Wir müssen vielmehr fragen, wie wir die Bedingungen, unter denen Menschen heute leben und ihren Fragehorizont am besten erfassen und ihn einbringen können in die Aufgabe, das Haus der Gnade, wie ich die Liturgie nennen möchte, so wohnlich wie möglich zu halten. Aber wir müssen damit rechnen, daß der Zeitgeist ganz andere Motivationen hat und andere Riten viel attraktiver sind, daß wir zum „kleinen Rest“ des Alten Testaments werden. Auch Jesus hatte bekanntlich keinen großen Erfolg. Gottesdienst hat nicht mit Erfolg zu tun, sondern mit Frucht. Wenn nur wenige Leute in die Kirche gehen, dürfen wir zwar auf keinen Fall von vorneherein sagen, das liegt am Evangelium und seinem Anspruch, sondern wir müssen uns alle Mühe bei der Suche nach neuer Plausibilität geben. Aber letztlich können wir nichts erzwingen.

*HK:* Dem Rückgang der regelmäßigen Sonntagskirchgänger stehen sehr hohe Besucherzahlen zu bestimmten Anlässen gegenüber, ganz besonders an Weihnachten. Gottesdienstliche Praxis reduziert sich immer stärker auf einzelne Feste oder Lebenssituationen. Was bedeutet diese Entwicklung für die Kirche und ihren Gottesdienst?

*Schmidt-Lauber:* Solche besonderen Anlässe, an denen Menschen in größerer Zahl zum Gottesdienst kommen, sollten willkommene Gelegenheiten sein, bei denen die Menschen dem Evangelium begegnen können und bei denen sie auf Grundfragen anzusprechen sind. Es käme darauf an, daß gerade die unregelmäßigen Gottesdienstbesucher etwas von der Freude des Evangeliums spüren, daß wir ihnen zeigen, wie schön ein Gottesdienst sein kann.

*HK:* Welche Rolle kann der Gottesdienst überhaupt für den Gemeindeaufbau spielen, von dem in der evangelischen Kirche derzeit viel die Rede ist?

*Schmidt-Lauber:* Auf der einen Seite ist Gottesdienst Sammlung der Gemeinde; er kann und soll diejenigen, die zu ihrem Kern gehören, dazu motivieren, missionarisch zu wirken, mit den Pfunden ihres Christseins zu wuchern. Gleichzeitig ist der Gottesdienst aber auch eine Möglichkeit, Menschen mit sehr unterschiedlichen Motivationen und Zugehörigkeitsgraden zum Zentrum des Glaubens hinzuführen. Menschen, die nur am Heiligen Abend zur Kirche kommen, haben doch bestimmte Sehnsüchte und Erwartungen an den Gottesdienst. Sie in irgendeiner Weise vor den Kopf zu stoßen, wäre die schlechteste Lösung.

*HK:* Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß in der katholischen wie in der evangelischen Kirche der Prozeß gottesdienstlicher Erneuerung noch längst nicht zu Ende ist, sei es wegen dem Defizit in den bisherigen Bemühungen um die Liturgiereform, sei es wegen der Herausforderungen durch den gesellschaftlich-kulturellen Kontext. Welches sind für die Theologie wie für die Gemeinde die entscheidenden Aufgaben auf dem weiteren Weg?

*Schmidt-Lauber:* Lassen Sie mich einen Punkt herausgreifen, der vor allem die Liturgiewissenschaft betrifft: Nach der Liturgiereform des Zweiten Vatikanums und der evangelischen Gottesdienstreform sind wir sehr rasch mit einer Fülle von Wissenschaften und Methoden konfrontiert worden, die erst noch verarbeitet werden muß. Es ist verständlich, daß man etwa die humanwissenschaftlichen Erkenntnisse, die man erst entdeckt hat, zunächst sehr hoch hält und mehr von ihnen erwartet als sie erbringen können. Die Vermittlung zwischen dem theologischen Gottesdienstverständnis und den humanwissenschaftlichen Einsichten braucht ihre Zeit. Hier gibt es keinerlei Unterschiede zwischen evangelischer und katholischer Liturgiewissenschaft. Es ist wichtig, daß diese Herausforderung gemeinsam angenommen wird. Entscheidend ist dabei, daß wir das inzwischen weithin gemeinsame Grundverständnis von Gottesdienst nicht aus dem Auge verlieren.

### „Wir handeln im Gottesdienst, weil Gott zuvor an uns handelt“

*HK:* Was macht dieses beiden Kirchen gemeinsame Verständnis aus?

*Schmidt-Lauber:* Im Gottesdienst geschieht zweierlei: Der Mensch wird dazu ermächtigt, tätig zu werden mit all seinen Begabungen und Künsten. Aber diese Ermächtigung wird ausgelöst und erfolgt überhaupt erst dadurch, daß die Gemeinde, jeder einzelne in ihr, dem lebendigen Gott begegnet im Gedächtnis seines Heilshandelns in der Vergangenheit und im Vorblick auf die eschatologische Erfüllung. Wir handeln im Gottesdienst, weil Gott zuvor an

uns handelt. Das ist das Entscheidende und muß bei allen Bemühungen um Gottesdiensterneuerung und -gestaltung im Mittelpunkt stehen.

*HK:* Führt aber eine solche Sicht des Gottesdienstes nicht sehr weit ab von der alltäglichen Lebenswirklichkeit Gegenwart? Rechnet sie genügend mit dem, was man „Liturgieunfähigkeit“ bzw. „Kultunfähigkeit“ heutiger Menschen genannt hat?

*Schmidt-Lauber:* Natürlich ist es unsere Aufgabe, in die Kultur der Zeit hineinzugehen, den Gottesdienst in unseren kulturellen Kontext zu verankern, im Kontext der

Zeit und des Alltags. Aber es käme umgekehrt auch darauf an, aus der Besonderheit, dem einzigartigen Neuen des christlichen Gottesdienstes, das Vergangene und Zukunft in der Gegenwart präsent macht, heraus Kultur zu schaffen. Normalerweise fehlt uns der Mut dazu, diesen Gedanken überhaupt zu hegen. Aber diese Aufgabe kommt heute neu in den Blick: wir brauchen das Vertrauen darauf, daß die Wirklichkeit des Glaubens, daß Gottesbegegnung und Gottesbedürftigkeit des Menschen immer auch neue Kultur schaffen kann und damit auch der Gottesdienst neue Bedeutung gewinnt. Daran müssen wir uns halten.

## „Die Last der Geschichte annehmen“

Wort der deutschen und österreichischen Bischöfe zum 50. Jahrestag der Novemberpogrome 1938

*Aus Anlaß der Reichspogromnacht vor 50 Jahren veröffentlichten die Bischöfe der Bundesrepublik, der DDR und Österreichs ein gemeinsames „Wort... zum Verhältnis von Christen und Juden“. An dem Hirtenwort, das wir im Wortlaut wiedergeben, ist zweierlei bemerkenswert: 1. daß die Bischöfe der drei Nachfolgestaaten des Deutschen Reiches in den Grenzen von Herbst 1938 sich im Gedenken an die Reichspogromnacht vom 9. November 1938 zu einer gemeinsamen Stellungnahme entschlossen haben; 2. daß die Bischöfe deutlicher als bei früheren vergleichbaren Anlässen sich dem eigenen Versagen und der kirchlichen Mitschuld an der nationalsozialistischen Judenverfolgung stellen.*

### Historischer Rückblick

„Jene unfaßbaren Schmerzen, Leiden und Tränen stehen mir vor Augen und sie sind meiner Seele tief eingepägt. In der Tat, nur wen man kennt, den kann man lieben.“ Mit diesen Worten hat Papst Johannes Paul II. am 24. Juni 1988 in Wien bei einer Begegnung mit Vertretern der jüdischen Gemeinden in Österreich der Ereignisse vor 50 Jahren gedacht.<sup>1</sup>

Damals, in der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 und am folgenden Tage, wurden überall im „Großdeutschen Reich“, zu dem seit dem „Anschluß“ auch Österreich gehörte, Synagogen in Brand gesetzt oder zerstört, jüdische Friedhöfe geschändet und zahllose Geschäfte und Wohnungen der Juden demoliert und ausgeplündert. Zahlreiche Juden wurden bei diesen von der NS-Führung inszenierten Pogromen ermordet und unzählige wurden mißhandelt. Zehntausende wurden für Tage oder Wochen in die Konzentrationslager Dachau, Buchenwald und Sachsenhausen „verbracht“. Die meisten verließen die Stätte ihrer Demütigung und Not seelisch und körperlich schwer gezeichnet. Die ganze jüdische Bevölkerung

erlitt unermessliche seelische Qualen. In perfider Verhöhnung wurde den Geschädigten auch noch eine „Sühneleistung“ von einer Milliarde Reichsmark auferlegt.

Die NS-Presse stellte diese Krawalle als „spontane“ Vergeltungsaktionen erzürnter „Volksgenossen“ dar; bald machte das verharmlosende Wort von der „Reichskristallnacht“ die Runde. Doch jedermann wußte, daß die Novemberpogrome in Wirklichkeit von oben befohlener, aber vor Ort organisierter Straßenterror übelsten Ausmaßes waren. Daher hat es in der Bevölkerung neben aktiver Beteiligung auch demonstratives Fernbleiben, neben Schadenfreude auch Beschämung, neben Gleichgültigkeit auch inneres Entsetzen und neben ängstlichem Wegsehen auch Hilfsbereitschaft gegeben. Aber nirgendwo kam es zu Protestkundgebungen.

Heute beklagen viele, daß auch die christlichen Kirchen damals kein öffentliches Wort der Verurteilung gesprochen haben. Gewiß, viele Priester und Laien sind wegen offener Kritik an den antijüdischen Ausschreitungen von den NS-Behörden gemaßregelt worden. Wir kennen das Zeugnis des Berliner Dompropstes Bernhard Lichtenberg, der später für sein mutiges Handeln in den Tod gegangen ist. Unsere Vorgänger im Bischofsamt hingegen haben keinen gemeinsamen Kanzelprotest erhoben.

Ihr Schweigen wirft auch deswegen Fragen auf, weil am kompromißlosen Nein der Kirche zu Hitlers Rassenpolitik kein Zweifel sein konnte. In seiner Enzyklika „Mit brennender Sorge“ vom 14. März 1937 hatte Papst Pius XI. festgestellt, wer Rasse, Volk oder Staat zur höchsten Norm erhebe, der verfälsche „die gottgeschaffene und gottbefohlene Ordnung der Dinge“<sup>2</sup>. Der gleiche Papst rief ein Jahr später, am 13. April 1938, alle katholischen Universitäten und katholisch-theologischen Fakultäten zur Bekämpfung des Antisemitismus in Wort und